

Die Nacht in Otscheretno

Autor(en): **Frank, H.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **122 (1956)**

Heft 12

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-26526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Nacht in Otscheretno

Von H. K. Frank

Die wolhynische Landschaft beginnt sich herbstlich zu färben. Der Sommer des Kriegsjahres 1941 geht zu Ende. Aber die harten und schweren Kämpfe dauern an.

Wieder einmal waren die deutschen Grenadiere siegreich gewesen. Nun marschieren sie im Regimentsverband in ostwärtiger Richtung weiter durch Wälder, über Felder und durch Dörfer, dem neuen Feind im Osten entgegen.

Die vom Kampf gezeichneten Soldaten in der langen, grauen Kolonne, über der eine dichte Staubwolke steht, die das Atmen erschwert, nehmen den Krieg als eine Gegebenheit hin und fügen sich seinen Gesetzen. Sie sind gewohnt, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen.

Manchmal wird von hinten durch die Kolonne «Halt» durchgegeben. Dann bleiben die Grenadiere stehen und sinken ermüdet zu Boden. Doch bald geht es wieder weiter. Längst brennen die Fußsohlen und die Oberschenkel schmerzen. Ausrüstung und Waffen sind lästig. Am ganzen Körper drückt, zwickt, kneift und brennt es. Sie sprechen kaum noch miteinander und lassen die Köpfe hängen.

Dann endlich versinkt die Sonne hinter ihnen und es wird angenehm kühl – schließlich wird es Nacht; sie marschieren noch immer und sie zoggeln noch immer vorwärts, als die Sonne vor ihnen wieder aufgeht. Nur ab und zu wird eine kurze Rast befohlen. Da legen sie sich hin, wo sie gerade stehen und schlafen ein, wo sie liegen. Sie schlafen tief und fest. Beim Abmarsch sind sie nur schwer wieder aufzuwecken. Sie brauchen dann einige Zeit zum Anschuckeln. Eine Weile laufen sie wie auf Eiern. Auf den Fußballen schlurfen sie vorwärts. Erst nach Hunderten von Metern treten sie wieder mit dem ganzen Fuß auf. Schon wird es wieder warm und der Durst quält. Doch die Feldflaschen sind schon längst leer.

Der Chef der dritten Kompagnie ist bald hinten, bald vorne an der Kolonne. Er reitet und marschiert im Wechsel. Sein starkes Pferd erleichtert ihm den langen, nicht enden wollenden Marsch. Er hat es daher nicht so schwer wie seine Männer. Aber auch er spürt Muskeln und Knochen.

Nun ist es wieder heiß geworden in diesen letzten Oktobertagen. Unbarmherzig brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Manchmal versuchen die Soldaten zur Erleichterung des Marsches zu singen. Aber nur selten klingt ein Lied aus den rauhen Kehlen auf. Einzelnen der sonst so lustigen jungen Männer gelingt es, durch einen Witz auf die anderen Eindruck zu machen oder sie gar zum Lachen zu bringen. Meist aber ernten sie

Schmähworte, wenn der Witz schon bekannt oder aber nicht saftig genug ist.

Eine schwarze Wolke schiebt sich vor die Sonne. Es wird dunkel und ein kühler Luftzug fächelt die staubigen und glühenden Gesichter! Nun aber wird das Lüftchen zum Wind und dann zum Sturm, der dichtes Staubmehl in Augen, Mund und Ohren treibt.

Halbblind nesteln die Grenadiere am Sturmgepäck des Vordermannes die Riemen auf, nehmen im Marschieren, fest gegen den Sturm angestemmt, die Zeltbahn ab und reichen sie dem Kameraden. «Helm auf» brüllt der Oberleutnant.

Schon zucken grelle Blitze. Schweres Donnerrollen folgt ihnen. Schwefelgelb ist der Horizont. Nun platschen große, warme Regentropfen herab. Sie fallen immer dichter und kühler, noch dichter und kälter und dann ergießt sich ein Wolkenbruch über die Männer, wie ihn keiner von ihnen vorher in der westlichen Heimat je erlebt hat. Kurze Zeit halten die umgehängten Zeltbahnen die Nässe fern. Aber dann findet das Wasser einen Weg zu den Füßen und füllt schnell das Innere der Stiefel. Wie auf weichem Samt, in dem sich die Zehen mollig und wohlig bewegen, marschieren die Grenadiere.

Die Luft ist rein und erfrischt. Der Durst ist leicht zu stillen. Aber der Weg wird zum Sumpf. Glatt wie Schmierseife ist der Boden. Er wird immer weicher, scheint nachzugeben und grundlos zu werden. Mancher Stiefel bleibt im Schlamm stecken und wird laut fluchend wieder herausgezogen.

Endlich hört der Regen auf. Der kalte Wind läßt nach. Aber er durchdringt die nassen Uniformen und kommt bis auf die feuchte Haut. Ein naßkaltes Schauern kriecht am Körper empor. Die hängenden Schultern schmerzen. Die Tragriemen des Rückengepäcks schneiden tief ins Fleisch und pressen den Brustkorb zusammen. Schweißtropfen rinnen über die magere Haut der eingefallenen Wangen. Sie marschieren weiter. Die letzten Monate, in denen aus Buben Männer wurden, haben sie abgestumpft.

Der Oberleutnant wartet, bis der Troß kommt. Schon in den ersten Tagen in der Ukraine hatten sich die bespannten Heeresfahrzeuge als ungeeignet erwiesen. Längst waren sie durch Panjefahrzeuge ersetzt worden. Nur ganz vereinzelt waren noch Armeepferde beim Troß vorhanden. Die anderen waren schon sehr bald ausgefallen. Kleine, zähe Panjepferdchen, deren Zugkraft und Anspruchslosigkeit, Ausdauer und Härte in keinem Verhältnis zu den wohlgepflegten und vielleicht gerade dadurch im Ostfeldzug ungeeigneten deutschen Heerespferden stand, ziehen nun die Fahrzeuge. Diese unscheinbaren, struppigen Tierchen, mit den schmalen, harten Hufen, legen sich in die Sielen und ziehen jede Last aus jedem Sumpf heraus. Bescheidene

Kreaturen, denkt Frei, als sie an ihm vorüberziehen. Sie sind wie die Menschen in diesem großen, geheimnisvollen Lande, das uns immer neue Rätsel aufgibt. Aber sie sind unsere besten Kameraden. Was wäre eine Einheit hier ohne die Panjepferde?! –

Doch auch dieser Marsch geht endlich zu Ende. Heute noch hat die Kompagnie einen Brückenkopf jenseits eines kleinen Flusses zu bilden und das Dorf Otscheretno zu nehmen und zu halten.

Als die Grenadiere es erfahren, sinkt ihre ohnehin gedrückte Stimmung vollends auf den Nullpunkt. Denn ihre wie zerschlagenen und erschöpften Körper verlangen dringend nach Ruhe, nach einem warmen Quartier in einer Hütte, und sei es noch so ärmlich, wie alles hier in diesem fremden Lande, in das sie der verfluchte Krieg ohne ihren Willen geführt hat. Sie wollen sich endlich wieder einmal waschen und rasieren, die sie quälenden Läuse fangen und dann schlafen – endlich ruhen und schlafen, auf wenigen Strohhalmen oder auf dem nackten Lehm Boden einer Kiste, wenn er nur trocken und warm ist.

Doch nun ist es aus mit diesem Traum. Resigniert stapfen sie eine kahle Anhöhe empor und streben einem Walde zu.

Dort sind sie der feindlichen Sicht entzogen. Der Weg wird jetzt fester und die Pferde treten wieder leichter. Auch die Sonne scheint plötzlich wieder heiß und stechend. Eine leichte Dunstwolke verbreitet den üblen Geruch von feuchten Kleidern und Leder und Schweiß, vermischt mit den Ausdünstungen ungepflegter Körper.

Am Waldrand halten die Offiziere. Auf ein Zeichen des Oberleutnants zieht sich die dritte Kompagnie gruppenweise auseinander. Unter uralten Baumriesen, Eichen sind es, wie sie daheim auch wachsen, sammeln sich diese kleinsten Kampfseinheiten.

Mit klammen Fingern nesteln die Grenadiere ihre Stahlhelme vom Rückengepäck, legen sie auf die Erde und lassen sich darauf nieder. Einige stöhnen wohlighin dabei. Dann ziehen sie unter Körperversenkungen Eßbares aus den Brotbeuteln. Mit übungsverratender Fertigkeit öffnen sie mit dem Seitengewehr die Weißblechbüchsen und essen deren fettigen Inhalt zusammen mit großen Brocken Kommißbrotes.

In einer Bodenvertiefung sitzt der Oberleutnant ab. Dann wirft er die Steigbügel über den Sattel und vergleicht das Gelände mit der Karte. Dieses doppelte, schmutziggraue Band unter ihm ist der Fluß. Gegenüber, durch ein drei Kilometer breites Tal vom diesseitigen überhöhten Ufer getrennt, liegt auf den dürftig bewachsenen Sanddünen, langgezogen, die Ortschaft Otscheretno. Dahinter dehnt sich ein großer, dichter Hochwald aus. Auch die Brücken über den Fluß sind gut zu erkennen. Eine brennt. Schwarz-

grauer Rauch steigt von dem glostenden, hölzernen Belag auf, gegen den nun wieder strahlend blauen Himmel. Der Offizier übersieht mit einem Blick, daß der Kampfauftrag für seine Kompanie sehr schwer ist.

Unteroffizier Meingast, der Kompagnietruppführer, schleicht gebückt herbei und rollt zu seinem Oberleutnant in die Mulde.

«Das große, weiße Haus mit dem roten Blechdach in der Mitte des Dorfes scheint die Schule von Otscheretno zu sein!»

«Ja. Das schönste und beste Haus in allen russischen Dörfern, in denen wir seither gewesen sind, war stets die Schule. Sie ist nachher unsere Angriffsrichtung und zugleich die Trennungslinie zwischen den beiden vorderen Zügen.»

«Ich glaube, hinter dem zweiten Haus rechts von der Schule steht ein Panzer», ruft Huber, der Melder, herüber.

Da faucht es auch schon heran und klatscht knallend links von ihnen in die feuchte Erde. Ein dünnes, bläuliches Rauchwölkchen an der Einschlagstelle verweht in der Luft.

«Der Iwan schießt mit kompakten Panzergranaten auf uns. Wahrscheinlich hat er keine Sprenggranaten mehr», meint der Feldweibel Adam.

«Mag sein. Nun aber verteilt euch im Gelände und grabt euch ein. Vermutlich schießt der T 34 vorerst nur auf Verdacht hierher», sagt der Offizier und schickt die Pferde zurück zum Troß.

Noch viermal schießt der Panzer ohne etwas zu treffen. Wo ein Panzer ist, sind auch noch mehrere, denken besorgt die Landser.

Vorsichtig pirscht sich ein Melder heran. Er kommt als Einweiser von der im Tale bei den Brücken befindlichen Pionierkompanie der Division. Jede Deckung gegen den Feind ausnützend, folgt ihm der Oberleutnant. Huber und Scheck, zwei junge Grenadiere, begleiten ihn wie Schatten und die Zugführer der Kompanie halten Sichtverbindung zu ihnen. Das geschieht ganz automatisch, ohne daß auch nur ein Wort gesprochen wird.

An den verkommenen, strohgedeckten Hütten am diesseitigen Flußufer erwartet der Pionieroffizier den Infanteristen. In einem Graben hinter einer Hecke begrüßen sich die beiden.

«Das Dorf Otscheretno und die Hügelkette beiderseits davon sind von starken, russischen Infanteriekräften besetzt. Am Waldrand dahinter steht eine russische Batterie in Feuerstellung. Panzer kurven vereinzelt im Gelände herum. Ausgemacht haben wir bis jetzt vier», erklärt der Pionieroffizier.

«Panzerabwehrkanonen und Granatwerfer mittleren Kalibers (= 8,1 cm) sind so gut gedeckt in Stellung, daß sie noch nicht erkannt werden konnten», fährt er fort.

Oberleutnant Frei nickt mit dem Kopfe.

«Im Eingraben und Tarnen sind die Rotarmisten Meister. Das können sie viel besser als wir.»

«Dreimal schon hat ein Pionierzug versucht, die Brücken in die Hand zu bekommen und so die Voraussetzungen für Sie zu schaffen, Otscheretno zu nehmen und einen Brückenkopf zu bilden», fährt der Pionier fort. «Es ist uns nicht gelungen. Wir erhielten von den Dünen so heftiges, beobachtetes Feuer, daß weiteres Vorarbeiten der sichere Tod aller gewesen wäre. Ohne große Ausfälle, lieber Herr Frei, schaffen sie es nicht, es sei denn, unsere Artillerie deckt mit ihrem Feuer den Feind vollkommen zu!»

Frei zuckt mit den Schultern.

«Stimmt. Aber unsere Geschütze hängen im Schlamm und Dreck weit rückwärts fest.»

Dann sucht er mit dem Fernglas vor den Augen das Gelände meterweise ab. Was er sieht, genügt ihm vollkommen. Ihm ist klar, daß der Auftrag ohne Artillerieunterstützung bei Tage undurchführbar ist. Nun ringt er nach einem Entschluß. Da der Angriff erst mit Einbruch der Dunkelheit erfolgen kann, muß die Kompagnie den schweren Ortskampf bei Nacht in Kauf nehmen. Häuserkampf bei Dunkelheit gegen die gutausgebildeten Sowjets aber ist die schwerste Gefechtsart überhaupt. Die dauernde Unsicherheit der Lage, die Schwierigkeit des Verbindunghaltens untereinander, der überlaute Kampflärm zwischen den Gebäuden, die Unmöglichkeit Freund und Feind zu unterscheiden und die verstärkte Waffenwirkung durch Mauerbrocken und Dachziegel zermürben die Angreifer gegen einen zur Ortsverteidigung eingerichteten Gegner sehr bald. Der Erfolg eines solchen Unternehmens ist daher immer fraglich. Aber dem Offizier bleibt keine andere Wahl. Er hat seinen Auftrag zu erfüllen.

Er hebt den rechten Arm senkrecht hoch und bewegt drehend die nach oben zeigende Hand.

Seine Melder, die ihn nicht aus den Augen gelassen haben, nehmen dieses Zeichen auf und geben es weiter. Kurz darauf arbeiten sich die Zugführer gedeckt zu ihrem Chef heran und bleiben in seiner Nähe liegen. «Scharinger», ruft er dem Manhardtsberger Bauernsohn zu, «erkunden Sie ein Haus, das einen guten Ausblick auf unser Angriffsgelände bietet.» Der Melder wiederholt den Befehl und eilt davon.

«Wir haben den Auftrag, die Brücken vor uns zu nehmen und einen Brückenkopf zu bilden», orientiert der Oberleutnant in einem tiefen Graben neben der von Panzern zerfahrenen Dorfstraße seine Zugführer.

Während er spricht, richtet er sich ein wenig auf. Die Feldweibel tun dasselbe.

«Dazu ist notwendig», fährt er gedämpft fort, «die Brücken zu über-

schreiten, das drei Kilometer breite, sumpfige Gelände, in dem die vielen russischen Panzer festgefahren liegen, zu überschreiten, die Dünenkette zu gewinnen und das darauf sich ausbreitende langgestreckte Nest Otscheretno vom Feind zu säubern und zu halten. –»

«Artillerieunterstützung haben wir vorerst nicht. Feuerschutz durch unsere eigenen, schweren Waffen aus Stellungen hier entfällt. Dazu ist das Angriffsziel von der Ausgangsstellung zu weit entfernt.» Die Führer der schweren Maschinengewehre und schweren Granatwerfer sehen sich an und nicken zustimmend.

«Zudem brauche ich euch», spricht er, zu den beiden gewandt, «wenn während unseres Vorstoßens Feindziele erkannt werden und später zum Ortskampf.»

Dann sieht er zu den Schützenzugführern. «Die schweren Maschinengewehre und Granatwerfer gehen daher gleichzeitig mit der Kompagnie vor. Die beiden Führer der unterstellten schweren Waffen bleiben bei mir und halten ihre Züge jederzeit einsatzbereit.»

Scharinger winkt ihnen zu.

«Sehen Sie alle Scharinger? So, nun folgen Sie mir einzeln und ungesehen über die ‚Straße‘ in das Haus, an dessen Eingang er steht.» In der dürftig eingerichteten Stube sind sie bald alle versammelt. Die warme, dicke und stinkende Luft in dem Raum nimmt ihnen beinahe den Atem. Trotzdem empfinden sie in ihren nassen Uniformen die Wärme als angenehm. Tausende von Fliegen stürzen sich wild und freßgierig auf die Ankömmlinge, die sich der Quälgeister kaum erwehren können. Scharinger weist auf einen weißgrauen, mit Insektenexkrementen dicht bedeckten Stoffetzen an der Wand, den er vorsorglich vor die blinde Fensterscheibe gehängt hat.

Der Oberleutnant nimmt den Helm ab und schiebt den Vorhang mit einem Bleistift ein wenig zur Seite. Ein Stück schmieriges Glas wird dadurch frei. Ein unerwartet guter Einblick ins Kampfgebiet ist gegeben.

«Wir gehen mit Einbruch der Dunkelheit vor und nehmen Otscheretno. Dann stoßen wir durch die Ortschaft durch und richten uns am jenseitigen Rand zur Verteidigung ein. Vor den Dünen, bei der schwarzen Scheune, halten wir zunächst und stellen uns zum Angriff auf das Dorf bereit.» Dann tritt er ans Fenster und zieht den Vorhang auf. Aus der Tiefe des Raumes sehen sie nun alle hinaus.

«Der Weg über die rechte der beiden Brücken führt genau auf die Dorfmitte zu.»

Er macht eine Pause und studiert seine Karte. Die Feldweibel betrachten, ohne ihren Standpunkt zu verändern, interessiert das Gelände. «Mit Einbruch der Dämmerung, aber erst auf meinen Befehl, überschreiten Sie mit

Ihren Zügen, Zug Adam beginnend, dann Zug Zopf, gruppenweise, aber vollkommen lautlos, die rechte, noch unversehrte Brücke, stoßen beiderseits des Weges vor und arbeiten sich an die Dünen und damit an den Ortsrand heran. Wenn Sie diese Stelle erreicht haben, halten Sie, machen Ihre Züge abwehrbereit und kommen zu mir an die Scheune!»

«Ich selbst gehe mit dem Kompagnietrupp, den schweren Granatwerfern und Maschinengewehren auf dem Wege selbst vor und bleibe dann an der Scheune, bis Sie in das Dorf eingedrungen sind. Der Kompagniegefechtsstand ist dann die Schule der Ortschaft. –

«Ziehen Sie nun Ihre Züge gedeckt, so nahe als möglich an die Brücken heran. Ich selbst lasse die Gruppen dann einzeln dort ablaufen. Nehmen Sie Eierhandgranaten mit, soviel Sie nur tragen können.»

Als es dunkelt, geht der Oberleutnant mit seinem Kompagnietrupp zum Aufgang der Brücke.

Wie Schatten und ohne das geringste Geräusch zu verursachen, gleitet ein Mann nach dem anderen an ihm vorbei gegen den noch schweigenden Feind. Jenseits des Flusses ziehen die Zugführer ihre Grenadiere wie Perlenketten hinter sich her. Zunächst folgen sie noch dem Wege. Dann biegen sie seitlich davon ab. Adam geht nach rechts. Zopf wendet sich links. Frei stapft mit seinen Meldern und den Führern der schweren Waffen hinter ihnen her, bis zu einem, auf der Wanne im Schlamm festsitzenden, sowjetischen Panzer. Dort wartet er, bis die schweren Waffen heran sind. Es dauert nicht lange, dann sind sie alle bei ihm. Die Schützen keuchen unter der Last von Rohr und Bodenplatte der Werfer, der Lafette der Maschinengewehre und den vollen Munitionskästen. Aufatmend setzen sie Waffen und Gerät ab und rasten. Da fällt der erste Schuß beim Feind. Gleich darauf zwei, nun mehrere, denen viele folgen. Immer häufiger blitzt auf dem Dünenkamm das Mündungsfeuer auf. Regungslos liegt die dritte Kompagnie im naßkalten Schlamm. Über ihr ziehen blaßrote Leuchtspurgeschosse pfeifend ihre Bahn. Gleichfarbige Leuchtkugeln steigen senkrecht auf, beschreiben hoch oben in der magischen Dunkelheit einen kurzen Bogen und verlöschen noch weit über dem Erdboden. Maschinengewehre speien eigenartig langsam ihr todbringendes Metall in die Nacht. Dumpfe Knalle abschießender feindlicher Granatwerfer verschiedener Kaliber, das Heranheulen der Wurfgranaten und die ekelhaft klingenden Detonationen bei ihrem Aufschlag, gottlob weit hinter der Kompagnie, vervollständigen den Höllenlärm.

«Sie schießen viel zu hoch und daher zu weit», sagt Scharinger.

«Das kommt daher, weil sie ihre Waffen bei Tage nicht eingeschossen und für die Nacht festgelegt haben. Gut, daß es so ist.»

«Wenn jeder hundertste Schuß nur ein Treffer wäre, brauchten wir keine Verpflegung mehr.»

«Ihr habt recht», sagt der Oberleutnant, «wenn wir bei Tage angegriffen hätten, würden wir hier vernichtet werden.»

«Nun aber los, mir folgen!» schreit er durch den sich immer mehr verstärkenden Gefechtslärm.

Die Männer patschen durch den zähen Schlamm in der Dunkelheit vorwärts. Immer häufiger schlägt einer von ihnen zu Boden, rafft sich halblaut fluchend wieder auf, um ja die Verbindung nicht zu verlieren. Jetzt ja nicht allein zurückbleiben, denkt jeder. Ist es der Herdentrieb oder gar die Angst, die sie vorwärtstreibt?

Da taucht plötzlich ganz nahe vor ihnen die Scheune auf. Sie sind am Rande der Dünen angelangt.

«Ob die Scheune wohl besetzt ist», denkt Frei laut und greift nach seiner Pistole. Doch das Gebäude ist feindfrei.

Mühsam waten die Soldaten weiter. Sie durchschreiten einen schmalen Bach und halten aufatmend.

«Melder zu den Zügen. Kompanie-Befehl: erreichte Stellungen halten. Verluste melden!»

Die schwere Granatwerfergruppe und der Maschinengewehrzug machen sich feuerbereit. Währenddem verstärkt sich der Kampfärm. Besonders rechts beim ersten Zug entbrennt ein wilder Feuerkampf. Zwischen das langsame Hacken der russischen Maschinengewehre mischen sich nun auch die hellen, einander rasch folgenden Knalle der Deutschen.

Rabenschwarz steht die Nacht über der Landschaft. Nichts ist zu erkennen als die unzähligen überall aufleuchtenden Mündungsfeuer der Waffen. Überall lauert der Tod. Viele Opfer wird es kosten, denkt Frei. Adam ist mit seinen Männern auf heftigen Feindwiderstand gestoßen.

Da taucht plötzlich eine Gestalt in der Finsternis auf. Es ist Adam. «Ich bin mit meinem Zug seither ohne Verluste bis auf etwa dreißig Meter Entfernung an den Feind herangekommen, ohne daß er uns bemerkt hat. Dann aber verstärkte sich die gegnerische Abwehr so, daß ich nicht mehr weiter vorkommen kann.»

Frei sieht auf das Feuerwerk rechts drüben, dessen nervenzerfetzende Knalle die Meldung des bewährten Zugführers unterstreichen.

Es geht tatsächlich nicht, denkt er.

«Bleiben Sie hier, bis Feldweibel Zopf gemeldet hat. Bei ihm scheint es leichter zu sein.»

Den jungen Maschinengewehrzugführer drängt es innerlich, seine wirklich guten Waffen endlich zur Wirkung zu bringen und den Grenadiern der

Schützenkompanie vorwärts zu helfen. Er steigt am Dünenhang empor, um Einsatzmöglichkeiten zu erkunden.

Frei will ihm aus dem gleichen Grunde folgen und verliert plötzlich den Boden unter den Füßen. Er ist in einen Sumpf geraten. Ihm ist plötzlich, als ob ein geheimer Sog ihn unaufhörlich nach unten ziehe. Sein Körper sinkt immer tiefer. Der Offizier greift um sich, um einen Halt zu finden. Aber es ist vergeblich. Widerliches Quatschen und Quirlen rings herum erfüllen ihn mit Entsetzen. Ekelhafter, modriger Geruch fährt ihm in die Nase und erweckt Brechreiz. In der Kehle würgt es ihn. Konstant aber zerrt ihn der Sumpf immer weiter ins Grundlose hinab. Eisige Kälte kriecht am Körper hoch. In höchster Not versucht er Schwimmbewegungen mit den noch freien Armen zu machen. Es geht nicht, stellt er fest. Da entringt sich endlich seiner Kehle ein gepreßter Laut: «Sepp!»

«Herr Oberleutnant», ruft Scharinger ganz nahe.

«Vorsicht, ich liege im Sumpf!»

Der wirft sich zu Boden. Kriechend schiebt er sich näher. Endlich erreicht er den Rand des Sumpfloches und gleitet mit seinem Körper bis über das Koppel hinaus. Dann packt seine kräftige Bauernfaust die glitschige Rechte des Offiziers und zieht sie langsam zu sich heran. Der empfindet den schmerzhaften Druck wie eine Erlösung und den Zug der warmen Kameradenhand wie eine Rückkehr in das schon verloren geglaubte Leben. Schon helfen Meingast und zwei Melder und bald liegt der Offizier wieder auf festem Boden.

«Wzschystko njetno! Nun aber vorwärts. Ohne euch wäre ich in diesem stinkenden Mistbrei elend erstickt», sagt er zu seinen Männern und bedankt sich.

«Halt, Herr Oberleutnant. Vor uns ist ein besetzter Panzergraben», flüstert der Mg.Zugführer ihm zu.

Geräuschlos sinken sie auf den aufgeworfenen Erdbrocken des Walles nieder und bleiben reglos darauf liegen. Tiefe Stille steigt aus den breiten Gräben vor ihnen. Schweratmend horchen sie angestrengt. Kein Laut deutet auf Feindbesetzung hin. Auch das Schießen am Dorfrand hat plötzlich aufgehört.

«Handgranaten frei!» hauchend sagen sie es weiter, einer dem anderen. Dann folgt ein leises Schlurfen abschraubender Verschlusskappen – das schwache Abreißen der Schnüre – leises Summen im Inneren des Stieles – dann ohrenbetäubende Knalle. Erst einer, dann zwei und kurz darauf sechs hintereinander. Der Panzergraben scheint zu beben. Nun folgt aus seiner Tiefe ein vielstimmiger, wilder Schrei, der bald in immer schwächer werdendes, klägliches Wimmern übergeht und dann ganz verstummt.

«Weiter!» befiehlt der Offizier.

In weitem Bogen setzen sie über den Graben und landen trotz der Dunkelheit sicher auf der anderen Seite. Rasch steigen sie hangaufwärts und nähern sich dem Dorfrand.

Dort haben die Handgranaten-Detonationen eine wilde Schießerei ausgelöst. Die Sowjets wissen nun mit Sicherheit, daß sie angegriffen werden und die Deutschen bereits in ihre Stellungen einbrechen.

Die Unsicherheit des Feindes steigert sich noch in der herrschenden Finsternis. Er schießt mit allen Waffen und nach allen Seiten. Sein Abwehrfeuer aber liegt zu hoch. Hoch über den am Hang der Dünen im gedeckten Winkel herankriechenden Soldaten der dritten Kompagnie ziehen die ihnen zugedachten Geschosse pfeifend ihre leuchtende Bahn.

Zum großen Vorteil der Angreifer hatten die Sowjets keine Minen verlegt. Sie mochten es bei ihrer hervorragend guten Verteidigungsstellung auf den Dünen, die bestes Schußfeld bot, dem Fluß davor und dem breiten, versumpften Gelände dazwischen, nicht für erforderlich gehalten haben. «Herr Oberleutnant, rechts von uns hat es aufgeblitzt. Das Haus dort ist feindbesetzt. Soll ich ein paar Wurfgranaten hinübersenden?»

«Auch ich habe das Licht gesehen. Aber das war von einer Taschenlampe. Die aber haben nur wir. Die Russen hatten sie seither nicht. Aber machen Sie Ihre Werfer fertig. Wo stehen sie?»

«An der Scheune dicht hinter uns.»

«Gut, aber warten Sie mit dem Schießen, bis ich es befehle.»

Dann tuschelt der junge Feldweibel mit seinem Melder. Der verschwindet hangabwärts zu den Granatwerfern.

«Darf ich nun schießen?»

«Nein, warten Sie noch! Ich vermute unseren ersten Zug dort.»

«Zopf!» ruft der Oberleutnant laut.

«Ja, hier!» kommt es zurück.

«Bleiben Sie. Wir kommen hin.»

«Melde, mein Zug hat den Ortsrand erreicht. Die Schule für den Kompagnietrupp ist feindfrei, ebenso die beiden Häuser beiderseits davon. Die Iwans hatten uns noch nicht vermutet. Sie saßen gemütlich am Tisch und aßen Schweinebraten. Wir erledigten sie. Meine Kerle waren nur mit Mühe aus den nahrhaften Gebäuden wieder herauszubringen. Sie setzten sich hin und aßen weiter. In jedem Haus ist einer von uns zurückgeblieben, der das Essen warm hält, bis wir Zeit dafür haben.»

«Gut. Mit der Feldküche ist ohnehin nicht zu rechnen.»

«Und ich, Herr Oberleutnant?» fragt Adam.

«Holen Sie Ihren Zug hierher zur Mitte des Dorfrandes. Lehnen Sie sich links an den Zug Zopf an und erkämpfen Sie sich für jede Gruppe zunächst einmal ein Haus. Grabt euch dann um die Häuser herum ein und bleibt stets wachsam. Seid auf alles gefaßt. Ich gehe mit dem Gefechtsstand in die Schule. Die schweren Waffen bleiben bei mir. Wir haben dann alle «Tuchföhlung» miteinander in der Nacht und kein Teufel bringt uns mehr aus Otscheretno heraus. Damit ist dann Schluß für heute. Das Dorf säubern wir vom Feind erst mit Tagesanbruch. Jetzt wäre es unsinnig.»

Sie trennen sich. Bald zeigt wieder starker Gefechtslärm und wildes «Urräh» und «Hurra»-Geschrei, daß der Nahkampf in vollem Gange ist.

Die Schule hat zwei Eingänge. Der ostwärtige davon ist zugenagelt. So ist der Kompagnietrupp gezwungen, den feindwärtsgelegenen zu benutzen. Es scheint der Zugang zur verlassenen Lehrerwohnung zu sein, wie die drei kleinen Räume vermuten lassen, zu denen die Melder nun kommen. Ein paar dürftige Möbelstücke, aus rohen Brettern gezimmert, stehen darin. Sogar ein bettähnliches Gestell ist vorhanden, auf dem eine unwahrscheinlich schmutzige, dunkelrote Steppdecke liegt. In einem Zimmerchen brennt sogar ein Ofen. Speisereste liegen auf einem wackeligen Tisch. Frei läßt das ganze Gebäude durchsuchen. Er selbst leuchtet in alle Räume. Zwei große Klassenräume und ein Lehrmittel-Kabinett sind vorhanden. Eine nach oben führende Treppe ist durch eine Tür abgesperrt. Überall im Hause herrscht tiefes Schweigen. Irgendwie wirkt das Innere des Hauses unheimlich auf die Soldaten. Das Fehlen der Bewohner ist ein verdächtiges Zeichen. Die russische Bevölkerung verläßt nur dann ihre Heimstätten, wenn Sowjetsoldaten selbst in unmittelbarer Nähe sind. Die Deutschen wissen das.

«Das Fehlen der Zivilisten deutet auf Rotarmisten!» sagt Meingast.

«Richtig. Größte Vorsicht. Kein Licht machen», flüstert Frei.

Dann stellt er einen Posten an den Eingang. «Bleiben Sie ganz in der Nähe der Hauswand. Verlassen Sie sich nur auf Ihre Ohren. Beobachten Sie im Knien und Liegen gegen den Horizont, dann sehen Sie in der Dunkelheit besser. Vermeiden Sie unnötiges Schießen!» schärft er ihm ein. Ein Rundgang um das Gebäude zeigt ihm, daß die Schule auf einer Sandfläche steht, in die die Russen Stellungen gegraben haben. Überall sind kreisrunde, schultertiefte Schützenlöcher und schmale Gräben mit Schulter- und Rückenwehren. Da hinein setzen sich nun die deutschen Maschinengewehr- und Granatwerferbedienungen. Dort können sie nach allen Seiten gleich gut wirken. An jeder so eingesetzten Waffe läßt er zwei Schützen mit viel Munition. Die anderen schickt er ins Haus. Sie sollen sich stärken und erholen.

«Grabt euch ein bis an den Hals», sagt er zu ihnen, «dann kann euch nicht viel passieren.»

In der Schule schließen sie die Läden. Scharinger macht sie von innen fest. Das gibt ihnen ein Gefühl der Sicherheit.

«Num können Sie Licht machen, Herr Oberleutnant!»

«Danke, aber ich habe nur noch einen kleinen Kerzenstumpf.»

Die Männer suchen nach Naphta. Petroleum ist sonst in jeder russischen Kate auf dem Lande, wo es keinen elektrischen Strom gibt, vorhanden.

Rings um sie herum schießt es. Besonders links flackert das Gewehrfeuer immer stärker auf. Aber das kümmert sie wenig.

Inzwischen hat der Kompagnietrupp den Gefechtsstand eingerichtet. Auf einer ausgehängten Zimmertür ist die Steppdecke schön ausgebreitet.

«Das Bett für den Herrn Oberleutnant», sagt Scharinger.

Frei lacht.

Ein Funk- und ein Fernsprechtrupp melden sich.

«Nett, daß das Bataillon noch an uns denkt – und ein Wunder, daß ihr uns überhaupt gefunden habt.»

Die Nachrichtenmänner bauen ihre Geräte auf und haben schnell Funkverbindung hergestellt. Frei formuliert eine Meldung, die verschlüsselt und durchgegeben wird.

Das Kerzenstümpfchen ist niedergebrannt. Vergeblich wehrt sich das zuckende Flämmchen am schwarzen Dochtrest gegen sein Ende. Zitternd flackert es hin und her, steigt noch einmal hoch auf und ertrinkt dann im schmutzigen Paraphinsumpf. Dunkelheit umfängt sie alle.

Scharingers Eintreten unterbricht trübe Gedanken. Mit strahlendem Gesicht stellt er eine Lampe auf den Tisch, wie sie die Heimat nicht kennt. Sie ist ein Wunderwerk der Behelfsmäßigkeit, zu der die deutschen Ostkämpfer auf vielen Gebieten gezwungen sind.

In eine mit Petroleum gefüllte Wodkaflasche, die überall dort herumliegen, wo sowjetische Soldaten waren, ist in Ermangelung eines Dochtes ein Stück Verbandsmull zusammengedreht hineingehängt und am Flaschenhals angezündet worden. Die Lampe brennt wunderbar. Allerdings verlangt die Lampe eine andauernde Bedienung. Die Männer pflegen sie gerne und mit Liebe. Sie lieben das Licht und fühlen sich wohl in ihm, auch wenn es noch so trübe ist.

Da kracht es plötzlich zweimal hintereinander beißend und scharf, ganz laut und hell. Mörtelbrocken poltern von der Decke herab auf den Fußboden. Dichter, grauer Staub erfüllt sofort den Raum. Die Flamme erlöscht. Einer raschelt mit seinen Streichhölzern.

«Kein Licht!» befiehlt der Offizier.

Noch zweimal peitscht es durch das Zimmer. Dicht über den Köpfen der Männer pfeifen Geschosse und patschen ins Holz. Glas zersplittert. «Auf den

Boden» ruft Frei. «Die Roten schießen durch die Fenster!» Vier Grenadiere machen sich fertig, um den Feind zu vertreiben. Als sie das Haus verlassen wollen, bringt der Mg.Zugführer drei Gefangene. Die Russen hatten sich nahe herangeschlichen und auf die Schule geschossen, ohne die deutsche Maschinengewehr-Bedienung, die sich ruhig verhielt, wahrgenommen zu haben.

Frei läßt die Gefangenen, die am ganzen Körper zittern, vernehmen. Bereitwillig geben sie Auskunft.

Im Dorfe befinden sich demnach etwa achthundert sowjetische Infanteristen, hinter denen am Waldrand vier Langrohr-Geschütze stehen. Mehrere Panzer stehen im Walde. Das Eindringen der deutschen Kompanie in Otscheretno war von den Sowjets als Spähtruppunternehmen aufgefaßt worden.

Da kommt, nahezu erschöpft vom schnellen Lauf und Lastentragen der Spieß mit Verpflegung zum Gefechtsstand. Begeistert werden er und seine Träger, es sind zwei Köche, der Schuhmacher und Schneider der Kompanie, begrüßt.

Als Frei seinem Hauptfeldweibel die Lage schildert und mit der Taschenlampe die Wand ableuchtet, um ihm die Schußlöcher in den Fenstern des Raumes zu zeigen, stellt er zu seinem eigenen Erstaunen fest, daß auch durch die Zimmerdecke geschossen worden ist. Nun weiß er, daß auch Russen im Hause sind. Um seine Männer nicht zu beunruhigen, schweigt er darüber.

Der Hauptfeldweibel nimmt die Gefangenen mit zurück zum Bataillon. Frei überspringt geduckt die Straße und geht zu seinen Zügen. Feldweibel Adam meldet, daß seine Männer den Feind im Nahkampf aus den Häusern geworfen haben. Nun sitzen die Grenadiere in den Löchern an den Gebäudewänden inmitten der Russen und schießen sich mit ihnen herum. Handgranatenduelle finden noch immer zwischen ihnen statt. Oft kommt es zum Kampf mit der blanken Waffe. Der kurze Spaten bewährt sich dabei besonders gut. Die Deutschen sparen ihre Munition.

«Laßt euch nicht wieder aus euren Stellungen hinauswerfen. Stellt durch das feindliche Mündungsfeuer genau fest, wo der Gegner sitzt. Mit Tagesanbruch beginnt der Häuserkampf. – Wir haben sehr viel jungen Ersatz in der Kompanie. Die ganze Gruppe VLK setzt sich aus «Jungen» zusammen. Passen Sie auf die Leutchen gut auf, damit sie nicht gleich beim ersten Einsatz ausfallen. Und nun, Hals- und Beinbruch.»

Damit eilt Frei weiter und verschwindet in der Dunkelheit.

Überall, zwischen den unförmigen Umrissen der Häuser, die gespenstig aufragen, blitzt es auf. Geschosse pfeifen heran und klatschen gegen die zerbröckelnden Lehmwände. Dumpfen Handgranatenknallen folgt das viel-

stimmige, furchterregende «Urräh» aus rauhen Kehlen angreifender Sowjets. Grell knattern Maschinengewehre von rechts herüber. Der Klang ist metallisch und die Schußfolge sehr rasch.

Frei horcht auf. Das ist ihm neu. Die sowjetischen Maschinengewehre unterschieden sich seither deutlich von den deutschen durch ihr langsames Schießen und ihren dumpfen Mündungsknall. Nun scheint es, als ob der Feind neue, schneller schießende Maschinengewehre erhalten hat. Am anderen Morgen aber stellten die Deutschen fest, daß es sich um die Maschinengewehre des neuen sowjetischen Panzertyps T 34 handelte.

Der Führer der dritten Kompagnie tastet sich im Dunkeln von einer Stellung zur anderen. Jetzt legt er sich zu zweien seiner Männer ins Loch. Leise rieselt der Sand von den Wänden herab ihm nach. Flüsternd spricht er mit den beiden, zwischen denen er eingekeilt in dem engen Erdloch steht. Furcht kennen diese Grenadiere nicht. Beruhigt schwingt sich der Oberleutnant wieder aus dem Loch heraus. Es scheint noch dunkler geworden zu sein. Er kann die Hand nicht vor den Augen sehen. Behutsam tastet er sich an einem wackeligen Zaun entlang auf den Weg, um zur Gruppe Kocar zu gelangen.

Plötzlich hört er, wie sich ihm jemand mit plumpen, schweren Tritten nähert. Erst vermutet er einen Zugmelder. Dann aber erfaßt ihn ein unerklärliches Angstgefühl. Eine innere Stimme warnt ihn. – Nun ist der andere nur noch wenige Meter von ihm entfernt. Soll er ihn an sich vorüber lassen? Wenn er sich still verhalten würde, könnte der andere ihn nicht bemerken. Unsinn, denkt er. Da ist der Entgegenkommende auch schon heran. «Wer sind Sie?» fragt er leise.

Der andere steht und schweigt.

Da tastet Frei nach dessen Achseln, um mit den Händen fühlend, an den Schulterklappen festzustellen, welcher Dienstgrad da vor ihm steht.

Doch kaum hat er die Arme erhoben, fühlt er seine Oberarme wie mit einer eisernen Klammer fest und schmerzhaft an den eigenen Körper gepreßt und festgehalten. Dann legen sich riesige, feuchtkalte Fäuste um seinen Hals und umschlingen ihn von beiden Seiten. Langsam aber stetig pressen sie ihn immer enger zu und dicke, kräftige Daumen suchen fühlend nach dem Kehlkopf und drücken ihn nach innen.

«Nix nemetzky – Rußky», haucht ihm eine rauhe Stimme warmen Atem ins Gesicht.

Diese Vorstellung erübrigt sich, denkt Frei. Er weiß, daß sein Leben heute zum zweiten Male nicht mehr viel wert ist.

Verzweifelt sucht er sich der Umklammerung zu erwehren. Doch der andere ist stärker.

Frei ringt nach Luft. In seinen Schläfen hämmert es. Funken in allen Farben tanzen vor seinen Augen und werden zu schnell kreisenden Rädern, indem sie sich zusammenschließen.

Da erfaßt ihn Todesangst. Er versucht, dem unerbittlichen Gegner mit den Knien in den Unterleib zu stoßen. Doch die Stöße sind zu schwach und wirkungslos. Dann tritt er mit seinem eisenbeschlagenen Absatz nach unten und hackt damit auf die Füße des Mörders. Der aber scheint es gar nicht zu fühlen.

Frei röchelt schwach. Seine Kraft geht zu Ende und sein Widerstand droht zu erlahmen.

Da – in höchster Not fühlen seine tastenden Hände plötzlich kaltes Metall. Es ist das Gewehr des anderen, das beim Ringen zwischen die beiden aneinandergedrückten Körper geraten ist oder der andere umgehängt um den Hals getragen hat. Nun hängt es mit der Bodenplatte des Kolbens in Höhe von Freis Knien.

Die Kraft der Verzweiflung in seinen Händen reicht gerade noch aus, um die Waffe höher zu schieben. Langsam, nur zentimeterweise gelingt es ihm. Stetig hebt sich unter dem Druck die Mündung des Laufes. Dem Offizier erscheint es eine Ewigkeit zu dauern, bis sie endlich auf Widerstand stößt. Da – endlich hat sie den Unterkiefer des Feindes erreicht. Während seine zitternde Linke das rettende Gewehr fest in dieser Lage zu halten versucht, tasten die Finger der anderen nach dem Abzug. Endlich haben sie ihn gefunden. Rasch ziehen sie ihn nach unten. Jetzt – jetzt muß der Schuß fallen – der des Feindes Schädel zertrümmert.

Aber da – nur ein leises Knacken – doch der Schuß fällt nicht, der Rettung sein sollte. Das Gewehr ist nicht durchgeladen oder es ist gesichert.

Die Todesnot gibt dem Offizier nochmal die immer mehr schwindende Kraft zurück. Seine Faust rückt das Gewehr ein wenig höher, einmal, noch einmal und wieder ein wenig . . .

Frei spürt, wie der Druck auf der Laufmündung, dem der andere, ohne ihn loszulassen, nicht ausweichen kann, mit einem Male schwächer wird und jetzt ganz nachläßt.

Warm und klebrig rieselt es nun über seine die Waffe nach oben pressenden Hände.

Blut, denkt er noch. Dann fühlt er, wie seine Gedanken schwinden. Soll das der Tod sein? Nein – er denkt bereits wieder klarer, denn der Druck der Russenfäuste an seinem Hals läßt merklich nach. Die in seine Halsmuskeln verkrampften Finger lösen sich langsam. Erlöst fühlt er wieder Luft in seine Lungen dringen. Seine Arme werden frei. Ruckartig hebt sich

der Brustkorb, und nun gleitet der schwere Körper langsam an ihm hinab zum Boden. Dort sinkt er in die Knie und bleibt regungslos in dieser Lage.

Gottlob, denkt er, beinahe wäre ich ein Engel geworden.

Noch immer kniet der Russe vor ihm im Sande. Frei denkt erst jetzt wieder an ihn, so stark hatte ihn seine Rückkehr ins Leben mit sich selber beschäftigt.

Ist der andere ohnmächtig oder gar tot?! – Zu schade, daß man inmitten der sowjetischen Stellungen kein Licht machen kann, ohne einen wilden Feuerzauber auf die eigenen Kameraden auszulösen.

Da faucht pfeifend wie eine Schlange mit feurigem Kopf eine Leuchtkugel gen Himmel. An der höchsten Stelle ihrer Bahn entfaltet sich zischend ihre weiße Magnesium-Leuchtkraft. Unter diesem fahlen Licht verwandelt sich die ganze Umgebung in zitternde, gespenstige Schatten.

Instinktiv ist Frei zu Boden gesunken und blickt sekundenlang, reglos im magischen Hell liegend, auf seinen leblosen Gegner. Jetzt erst erkennt er, daß der vor ihm hockende Leichnam sein eigenes Gewehr, mit dem Lauf durch den Unterkiefer gepreßt, bis an den hölzernen Handschutz durch den Mund getrieben, im Kopf stecken hat, auf das der Tote sich nun stützt.

Die Leuchtkugel ist verlöscht. Dunkel herrscht wieder ringsum.

Grauen schüttelt den Oberleutnant innerlich. Wie gehetzt springt er auf und eilt zurück zu seinem Gefechtsstand. Unterwegs schwört er sich selber, nie wieder in diesem Kriege allein zu gehen.

Ein Melder bringt Gefangene herein. Die schwere Maschinengewehr-Gruppe wird von einem sowjetischen Stoßtrupp mit Maschinenpistolen und Handgranaten angegriffen. Der Posten vor der Tür der Schule erhält plötzlich Gewehrfeuer aus dem Fenster des Dachgeschosses über seinem Postenstand. Ganz deutlich sieht er, wie es dort oben aufblitzt. Nun ist es gewiß, daß Deutsche und Russen, nur durch die Zimmerdecke voneinander getrennt, sich gemeinsam in diesem Hause befinden.

Immer wieder versuchen in allen Teilen des Dorfes die ortskundigen Sowjets im Schutze der Dunkelheit und unter Anwendung aller Kriegslisten, die schwachen deutschen Kräfte wieder aus ihren Stellungen hinauszuerwerfen. Es gelingt ihnen nicht. Die Einzelkämpfer der dritten Kompanie zeigen sich der Lage gewachsen. Sie handeln, sich den dauernd ändernden Situationen anpassend, jeder in seinem Rahmen selbständig und voller Vertrauen auf ihre Waffen und deren Wirkung. Sie sind Meister im Ausnützen der Augenblickserfolge in diesen ersten Kriegsmonaten geworden, stoßen weichendem Gegner nach und erbeuten Waffen und Munition. Häufig werfen sie die Sowjets aus ihren Stellungen und Häusern, überraschen sie, heben sie fast geräuschlos aus und nehmen sie gefangen.

Reger Betrieb herrscht beim Kompanie-Gefechtsstand. Die ganze Nacht über werden Gefangene dort abgeliefert. Nach wenigen Stunden schon sind es nahezu zweihundert, die in den großen Klassenzimmern versammelt sind und auf ihre Rückführung zum Stab warten. Russische Waffen, Munition, Gerät und Ausrüstungsstücke aller Art türmen sich zu Haufen im Flur zwischen den Räumen der Schule.

Frei rüstet alle seine Männer mit Beutegewehren aus. Auch für sich selber sucht er sich einen Karabiner aus. Von einem alten, mageren Sowjetsoldaten läßt er sich über den Gebrauch der Waffe unterrichten. Der gefangene Russe zittert heftig, als er dem deutschen Offizier die Ladegriffe erklärt.

«Was denkt der Kerl wohl, meint er etwa, ich will ihn erschießen?» sagt Frei und sieht fragend zu Meingast.

Der nickt nur.

Da klopft er dem Gefangenen auf die Schultern und gibt ihm eine Zigarette. Da lächelt der Alte befreit und seine Bewegungen sind nun sicher. Bald ist Frei die Handhabung der russischen Waffe vertraut. Er hängt sie um und stopft sich die Taschen mit Patronen voll. Nun ist er erst richtig kampffähig, denn wie oft schon hatte er es bereuen müssen, nur mit der Pistole ausgerüstet gewesen zu sein.

Mit Sorgfalt teilt er seine Männer zur Verteidigung des Gefechtsstandes, der Schule, ein. Der Morgen ist nicht mehr fern und mit Tagesanbruch wird es hart hergehen.

Alle Soldaten, mit Ausnahme von zwei Nachrichtenmännern, die an ihren Geräten bleiben müssen, besetzen ihre «Kampfstände» an den Fenstern. Ganz deutlich ist das Mündungsfeuer in den russischen Stellungen zu sehen, in deren Mitte sich die dritte Kompanie gestern abend und während der Nacht wie ein stumpfer Keil hineingefressen hat. Tief in beiden Flanken der Kompanie sitzt noch der Feind.

Gelassen wählen und verteilen die Grenadiere die Feindziele unter sich. Sie tun es mit Ruhe und Sicherheit und mit witzigen Bemerkungen. Bei längerem Hinsehen sind die Katen wie schwarz schraffiert in ihrer äußeren Form bereits zu erkennen. Der neue Tag kündigt sich zaghaft an.

«Hängt die Fenster geräuschlos aus. Legt beim Schießen die Mündung auf den Sims und benützt die Wand als Deckung.»

Damit geht Frei in die vorderen Räume zu seinen Mg.Schützen. Die sind abwehrbereit und warten auf Büchsenlicht.

Im Gang trifft er den Sanitätsunteroffizier Seemüller.

«Als ich die Tür zur Bodentreppe öffnete, erhielt ich vom Dachboden herunter Gewehrfeuer», meldet der sonst so gelassene Allgäuer Bauer. «Die Sowjets haben demnach mit uns gemeinsam die Nacht hier unter einem Dach

verbracht», fährt er empört über soviel Frechheit fort. «Ich weiß. Denen wird nichts anderes übrig geblieben sein. Sie waren vor uns hier und hinaus konnten sie nicht mehr.»

«Soll ich Handgranaten hinauf werfen?»

«Lieber nicht. Warten Sie, bis es Tag ist, dann sind sie schnell abserviert!»
Seemüller nickt.

«Haben Sie viel Verbandmaterial hier?»

«Noch alles. Ich habe noch keins gebraucht!»

Als Frei zu den Gefangenen kommt, die Scharinger bewacht, wollen sie aufstehen. Er winkt ihnen ab. Sie hocken still und in ihr Schicksal ergeben auf dem Fußboden. Scheußlich sehen die Männer mit ihren kugelförmigen Glatzköpfen aus. Warum der Sowjetstaat seine Verteidiger wohl kahl-schert?

«Die machen uns keine Schwierigkeiten», sagt Scharinger.

«Trotzdem wäre ich froh, wir hätten sie los, ehe der Kampf wieder richtig beginnt.»

Frei wirft einen Blick auf die Lehrmittelsammlung der Schule. Sie imponiert ihm in ihrer Art. Nach dem Inhalt der russischen Schulbücher ist es ein Fluch, Deutscher, aber ein Segen, Sowjetmensch zu sein.

Heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, dazwischen Handgranaten-Detonationen reißen ihn aus seinen Gedanken.

Draußen wird es nun hell. Im Gang an der Fensterfront der Schule schießen Melder und Nachrichtenmänner aus allen Öffnungen. Überlaut hallen die Abschußknalle durch das Gebäude. Pulverdampf schwängert die Luft. Das Infanteriegefecht ist wieder in vollem Gange.

Frei sieht hinaus. Glutrot schiebt sich im Osten der Sonnenball über den Horizont und taucht das balkadurchzogene, flachhügelige Gelände über der Flußniederung in fahlgelbes Licht. Gespenstig wirkt bei dieser Beleuchtung die Gruppe Kocar, die, nur um Wegesbreite von ihm getrennt, ihre Umgebung vom Feinde säubert. Eine Weile sieht der Offizier diesen Männern zu. Zwei von ihnen liegen auf dem Boden. Sie wenden, sich gegenseitig etwas zurufend, die Köpfe zueinander. Dann schnellen sie blitzschnell hoch. Werfen Handgranaten in das nahegelegene Russenloch. Fallen ebenso schnell wieder zur Erde. Warten die Detonationen ab, springen gleichzeitig mit dem Knall auf, rasen vor, an den Rand der feindlichen Schützenstellung und halten dabei ihr Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett, den Finger am Abzug, zu jeder Abwehr durch Schlag, Stich oder Schuß bereit, vor sich hin. Ihr gebrülltes «Rucki werch» zwingt den aus dem Loch auf sie blickenden Rotarmisten, sofort die Arme zu erheben und sich zu ergeben. Der taucht, die Zeltbahn noch auf dem Rücken, wie eine riesige Fledermaus aussehend,

aus der noch rauchenden Erde, läßt Waffe und Ausrüstung fallen und eilt gebückt hinter die Angreifer, wo an einer Hauswand schon mehrere seiner Kameraden entwaffnet stehen.

Die beiden Deutschen aber liegen schon wieder im Anschlag und geben Feuerschutz für zwei andere ihrer Gruppe, die nun die nächste Feindstellung, deren Besetzung sie in Deckung gezwungen hatte, auf ähnliche Weise säubern.

So kämpfen die Grenadiere weiter, von Meter zu Meter, von Loch zu Loch, von Haus zu Haus, planmäßig durch die ganze Ortschaft. Ohne besonderen Befehl handelt jeder, wie es die Lage gerade von ihm erfordert. Die Sowjets aber sind zäh.

Auch auf der anderen Seite der Schule ist der Einzelkampf mit all seiner Härte entbrannt. Erbittert ringen hier die Männer der schweren Granatwerfergruppe, die mit ihrer Waffe noch keine Wirkungsmöglichkeit hatten, nun ausgestattet mit russischen Beutegewehren, mit feindlichen Schützen.

Der Führer der Werfergruppe, ein brillentragender, pausbäckiger Psychologiestudent, dem man nicht viel zugetraut hatte, nimmt mit seinen Männern Dünenkamm um Dünenkamm.

Die Zahl der Gefangenen steigt. –

Frei schwingt sich aus dem Fenster und springt in ein Loch im Sande. Dort liegt der Gefreite Zanitzer im Anschlag. Vor ihnen, keine fünfzig Meter entfernt, steht eine Scheune. Leise bewegt sich deren Tür. Gespannt beobachten beide. Nun wird sie von innen ganz geöffnet. Zum Erstaunen der Deutschen verlassen, scheinbar vollkommen ahnungslos, zwei Sowjetsoldaten den Bretterbau. Auf einem zweirädrigen Fahrgestell ziehen sie ein schweres Maschinengewehr hinter sich her. Nun kommen sie gemächlich auf Frei und Zanitzer zu.

Der Offizier stößt den Gefreiten in die Seite: «Nichts machen, die schnappen wir, wenn sie bei uns sind!»

Der andere nickt.

Doch da bleiben die Sowjets stehen, bücken sich, machen ihr Maschinengewehr frei und schieben es vorsichtig auf einen Dünenrücken hinauf. Während der eine Munition heranbringt, richtet der andere den Lauf der Waffe nach halbrechts vorwärts und damit genau in den Rücken der Gruppe Kocar. Unhörbar zieht er den Patronengurt in den Zuführer und ladet. – Jetzt entscheiden Sekunden.

«Los – Sie den rechten – ich den linken –», flüstert Frei seinem Kampfgefährten zu und legt an. Der tut dasselbe. Fast gleichzeitig fallen zwei Schuß. Im selben Augenblick sacken die beiden Russen in sich zusammen.

Langsam gleitet der leblose Körper des Größeren auf die Sohle der flachen Mulde. Verlassen steht das Maschinengewehr in der Stellung. Frei eilt hin, entnimmt ihm den Zuführer und steckt ihn ein. Die Waffe stößt er mit der Mündung in den Sand.

«In dem Schuppen dort ist es nicht geheuer», flüstert Feldweibel Zopf, auf dessen Zugsechstandsstand sich der Oberleutnant nun befindet.

Dabei zeigt er auf einen primitiven, verwitterten Bretterbau in einem Gärtchen.

«Ich vermute, es stehen Pferde drin.»

«Schon möglich. Könnten wir zudem nötig brauchen», gibt Frei zurück und sucht mit dem Glas die Wände ab.

Da werden quitschend die Torflügel nach außen gestoßen und mit leichten Hufen im Sande zackelnd erscheinen zwei Panjepferdchen. Sie ziehen ein grüngestrichenes Wägelchen und traben jetzt an, vom Bock durch einen älteren Sowjetrussen geleitet. So fahren sie auf dem Wege genau auf die Schule zu.

Frei eilt zurück zu seinem Gefechtsstand. Er wollte das Gespann haben, so wie es war.

Doch er kommt zu spät. Auch die Gruppe Brenner hatte das Gefährt beobachtet. Der Unteroffizier hatte selbst den Fahrer vom Bock geholt und das Gespann in eine Kuhle geführt. Dort steht es in Deckung.

Und es ist ein Erfolg, denn auf dem Wagen liegt gerade das, was die Kompanie am meisten braucht: Brot, geräucherter Schinken, Winterbekleidung und Wodka.

«Sorgen Sie dafür, Brenner, daß zunächst alles auf dem Fahrzeug bleibt. Nur den Wodka sollen die Männer versuchen.»

Trotz des heftigen Beschusses erreicht Frei unverletzt den Gefechtsstand. Meingast meldet ihm mit strahlendem Gesicht die hohe Gefangenzahl.

Doch Frei horcht angestrengt. Er glaubt Motorengebrumm zu hören. Hastig vergleicht er die Karte mit dem Gelände.

«Stimmt», murmelt er, «das Geräusch kommt von der Stelle, wo die Dorfstraße in den Wald hineinführt.»

Seine Augen sondieren den Waldrand und suchen die Stelle. Da – richtig – da stehen Panzer. Zwei sind zu erkennen. Sie stellen sich sicher zum Angriff auf Otscheretno bereit.

Nun ist kaltes Blut erforderlich.

«Schnell die Gefangenen hinein ins Haus, Meingast, ehe sie wieder zu ihren Einheiten zurücklaufen», sagt er und blickt wieder hinüber zum Waldrand. Dort fährt gerade der erste Panzer an.

«Panzerbüchsen in Stellung – und alles mit Smk-Munition laden. Erst dann schießen, wenn die Tanks auf unserer Höhe sind!» brüllt er seinen Grenadiern zu.

Zu dumm, daß keine panzerbrechende Waffe hier ist, denkt er. Es ist scheußlich, wenn man diesen grobzusammengeschmiedeten Eisenkolossen nichts Gleichwertiges entgegensetzen kann. Dann schießt er eine violette Rauchbündelpatrone, das Zeichen für Panzerwarnung, hoch in die Morgenluft.

Das Motorengerumm verstärkt sich. Schon biegt der erste Kampfwagen um die Wegkrümmung. Er hält genau auf die Schule zu. Noch ein paar Meter schiebt er sich näher. Nun steht er genau inmitten der dritten Kompanie. Totenstille herrscht plötzlich bei Freund und Feind. Nichts rührt sich. Doch mehr als hundert Augen umfassen das stählerne Ungetüm von allen Seiten. Suchend spähen die Deutschen aus ihren Deckungen nach verletzlichen Stellen an dem ungefügigen Rumpf.

Dann, auf einen Schlag, eröffnen die Grenadiere das Feuer auf die erwähnte Stelle. Wie Hagel prasseln die Geschosse auf die rostbraunen Wände des regungslos verharrenden Panzers.

Frei sieht, wie sich die Treffer an den Sehschlitzen, auf dem flachen Heck des Fahrzeuges, unter dem der Motor liegt, und sich der Betriebsstoff befindet und am Laufwerk, auf das mehrere Maschinengewehre schießen, konzentrieren.

Geduldig läßt der Panzer den Geschosshagel auf seinen unverletzlichen Leib prallen.

Plötzlich aber heult er kurz auf. Aus seinem Auspuff kommt schwarzer Rauch. Aber nur eine seiner Ketten bewegt sich. Während sie sich dreht, wühlt die andere ein Loch in den Sand. Der Tank fährt im Kreis herum. Mit einem Ruck bleibt er stehen. Eine Stichflamme fährt aus dem Heck. Der Panzer brennt.

«Denen langt's, Herr Oberleutnant», freut sich Meingast und lacht diabolisch.

«Hoffentlich, sonst gnade uns Gott!»

Als die beiden ins Haus kommen, kracht es im vorderen Raum und Mörtel fliegt von den Wänden. Stöhnend sinkt der dort postierte Grenadier zu Boden und hellrot schießt das Blut aus einer großen Wunde am Hals.

Der Oberleutnant beugt sich über den Verwundeten und fingert nervös nach der getroffenen Schlagader. Sie entgleitet ihm mehrmals. Endlich aber bekommt er sie fest zu fassen. Mit Daumen und Zeigefinger preßt er sie auf Schlüsselbein zusammen. Sofort versiegt der Blutstrom.

Mit den Zähnen reißt er sein Verbandspäckchen auf und öffnet es. «Hole

mein Feuerzeug aus meiner rechten Hosentasche», ruft er dem anderen Kameraden, der schießend hinter dem Fenstersims kniet, zu. Beide verbinden den Röchelnden. Das in die Grube zwischen Schlüsselbein und Halsansatz auf die Schlagader gepreßte, festgebundene Feuerzeug verhindert weitere Blutung.

«So, nun bleibe ruhig liegen, bis der Sanitäter kommt.» Mit diesen Worten lehnt der Offizier den Verwundeten mit dem Rücken an die Wand. Dabei sieht er ihm in die Augen. Die aber starren leer aus tiefen Höhlen.

Da weiß er, daß er einen Sterbenden vor sich hat, den ersten Toten seiner Kompanie in diesem mörderischen Gefecht.

«Seid vorsichtig. Das Fenster liegt unter Feindbeschuß!»

«Panzer!» schreit es draußen. Gellend hallt dieser Schreckensruf durch den Gefechtslärm.

Der Oberleutnant blickt durch das Fenster. Da wälzt sich ein Tank wie ein Elefant ohne Beine weit hinten am Waldrand schwerfällig durch den Sand auf die Kompanie zu. Hin und wieder bleibt er stehen und dreht das Geschützrohr in seinem Turm ein wenig hin und her.

«Warum er wohl nicht schießt?» wundert sich Meingast.

«Das werden wir bald wissen», meint Frei.

Wieder kracht es und fliegen Mauersteine den beiden um die Köpfe.

«Herr Oberleutnant, unser Raum erhielt einen Volltreffer», sagt ein blutüberströmter Grenadier und sinkt am Türrahmen zusammen. Wie klein doch die Toten wirken, wenn sie auf dem Boden liegen. Es ist, als schrumpfe der Körper in sich zusammen.

Wieder fauchen Panzergeschosse heran. Sie durchschlagen Mauern und Türen. Ziegelbrocken fliegen nach allen Seiten. Fast undurchsichtig ist die Luft von Pulverdampf und Mörtelstaub.

Verdutzt sehen sich die Verteidiger an.

Da kracht es wieder an vier Stellen im Hause gleichzeitig. Gehässig zischt es an ihnen vorbei.

«Verdammt, Meingast, da steht ein Panzer in einer Sandkuhle und jagt uns eine Granate nach der anderen in die Bude.»

Splitternd entsteht ein Loch in der Tür des Gefangenenraumes. Als Frei dorthin kommt, patscht es eigenartig. Der Kopf eines Rotarmisten fehlt plötzlich. Dumpf fällt der Körper nach vorn zu Boden. Etwas Warmes, Weiches fliegt dem Offizier ins Gesicht und bleibt am Jochbein hängen. Gehirn, denkt er lakonisch, als er die gelblichweiße Masse zwischen seinen Fingern betrachtet. Leer und hohl aber liegt die abgetrennte Schädeldecke des Russen auf den Lehrbüchern.

Unter den Gefangenen entsteht Panikstimmung. Wie von Furien ge-

peitscht springen sie durch das Fenster ins Freie und rasen, gleich einer Herde verrückt gewordener Hammel hangabwärts zum Flußufer. Dort bleiben sie erschöpft, manche laut weinend, liegen. Nun folgt Schlag auf Schlag, Krach auf Krach, Knall auf Knall. Ziegel fliegen, Wände wackeln, Türen zersplittern, Menschen schreien.

Toll, denkt Frei, und tastet sich durch den Kalknebel in den Raum zu seinen Nachrichtengeräten, wo seine Melder auf ihn warten.

«Herr Oberleutnant, Fernspruch vom Bataillon!» brüllt ihm Meingast zu.

«Ja – was denn?»

«Wörtlich vom Kommandeur: Achtung, Panzer beschießt den Kompanie-Gefechtsstand!»

Frei schüttelt den Kopf, dann nimmt er den Hörer. «Danke, Herr Major», sagt er nur.

Da lachen die Melder und brüllen auf wie bei einem schlechten Witz. «Nun aber raus hier», schreit Frei seinen Männern zu und seine Stimme überschlägt sich beinahe, als der Funktruppführer mit blutendem Kopf auf sein Gerät sinkt.

Scheck schwingt sich mit affenartiger Geschwindigkeit auf das Fensterbrett. Mit der bloßen Faust zerschlägt er die Scheiben. Ein wuchtiger Fußtritt zertrümmert den Rahmen. Ein Sprung dann und er ist verschwunden. Die andern folgen ihm.

Frei nimmt den verwundeten Unteroffizier auf die Arme. Wie leicht er ist. Dann wirft er ihn einfach aus dem Fenster und springt ihm nach. Der tiefe Sand unter dem Fenster mildert Sturz und Sprung der beiden.

Schnell rafft sich der Offizier auf und schleift den Verletzten in ein Erdloch, aus dem Adam winkt. Dort verbinden sie ihn.

Langsam rollt der Panzer aus seiner Deckung, schwankt über die flachen Wälle und kommt zögernd immer näher.

Mit klopfendem Herzen liegen die deutschen Grenadiere in ihren Löchern. Nur die Pak-Bedienung bleibt in Stellung. Der Kommandeur hatte sie eben erst zur dritten Kompanie geschickt.

Viermal zuckt in kurzen Abständen der Feuerstrahl hell hinter dem Geschoß aus der Mündung der Kanone. Dann brennt der Panzer.

«Achtung, Panzer von rechts!» Wieder dieser gefürchtete Ruf. Während des Gefechts war es einem Feindpanzer gelungen, ungesehen von der Seite aus in die Stellungen der Brückenkopf-Kompanie, gedeckt durch die Dünen, einzudringen. Nun rollt er genau auf die Pak zu. Er fährt mit höchster Geschwindigkeit. Vergeblich bemühen sich die Panzerjäger, ihr Geschütz in die neue Richtung zu drehen. Ehe sie zum Schuß kommen, ist der Tank über sie hinweggerollt. Richt- und Ladeschütze liegen plattgewalzt im Sand.

Langsam rumpelt der Panzer weiter inmitten der Stellungen der Dritten. Er hält Kurs auf das Loch, in dem Frei und Adam liegen. Die beiden ducken sich. – Die Erde bebt unter der Last des sich immer näher schiebenden Unge-
tumes. Leise rieselt der Sand in das Loch zu den beiden. Schon wölbt sich die
eine Wand nach innen – da hält der Panzer. Er steht nur zwei Meter vor
dem Lochrand.

«Der hat uns nicht gesehen!»

«Nein.»

«Geben Sie mir ihre Handgranaten, Herr Oberleutnant!»

Adam nimmt sie. Dann gleitet er blitzschnell aus dem Loch, robbt dicht
am Panzer entlang und schwingt sich behend auf dessen Heck. Mit wild-
schlagendem Herzen wartet er einen Moment.

Im Tankinneren bleibt es still.

Da hebt er den lose aufliegenden Turmdeckel ein wenig und wirft die
erste, dann die zweite Handgranate hinein. Dann setzt er sich in einem gro-
ßen Sprung vom Fahrzeug ab und wartet auf die Wirkung.

Die erfolgt sofort und ist vernichtend. Stichflammen schießen aus allen
Öffnungen. Dichter Qualm steigt auf. Der Tank ist mit seiner Besatzung
erledigt.

Einige Sekunden ist es unheimlich still auf dem Gefechtsfeld. Es ist, als
ob alle Waffen hüben und drüben auf einmal schwiegen.

Dann aber bricht es los. Überall im ganzen Dorfe wird es plötzlich leben-
dig. Erdbraune und schmutziggraue Gestalten tauchen aus der zerwühlten
Erde und zwischen Zäunen und Häusern auf. Sie laufen zurück und sind
eifrigst bestrebt, den schützenden Wald zu erreichen.

Ebenso aber werden unvermittelt die Grenadiere der Dritten wieder leb-
haft. Sie sind wie neubeseelt. Mit vernichtendem Feuer verfolgen sie die
Sowjets. Viele fallen. Rasch stößt die Kompanie durch das Dorf durch;
gewinnt dessen jenseitigen Rand. Dort richtet sie sich zur Verteidigung ein.
Ihr schwerer Auftrag ist erfüllt.

Wie werden Gefangene beschafft?

Gefangene können aus verschiedenen Gründen wertvoll sein. Im Ver-
laufe eigener Angriffe wird der Bedarf von selbst gedeckt; in statischen Ver-
hältnissen hingegen mag sich die Notwendigkeit besonderer Unternehmen
ergeben. US-Oberstlt. Hayes schildert im «Combat-Forces-Journal» (Juni
1954) den Verlauf einer solchen Aktion. Das Unternehmen wurde durch-
geführt im Verlaufe des Angriffes der 3. US-Army auf Metz.